

2. Beilage zum „Niesauer Tageblatt“.

Beilage zum „Niesauer Tageblatt“

Nr. 18.

Freitag, 28. Januar 1914, abends.

67. Jahrg.

Sächsischer Landtag.

Erste Kammer.

Am Regierungstische Staatsminister Dr. Beck und v. Seydewitz. Der Präsident eröffnete die gestrige Sitzung um 11 Uhr. Es war ein Schreiben des Reichskapitels St. Petri zu Bautzen eingegangen, daß für die Dauer der Erkrankung des Bischofs Dr. Schäfer der Domkapitular Stala dessen Sitz in der Ersten Kammer einnehmen werde. Auf der Tagesordnung steht zunächst der Bericht über den Antrag Meißner auf Verlängerung der zur Abgabe der Vermögenserklärung für den Wehrbeitrag festgesetzten Frist. Den Deputationsbericht erstattet Oberbürgermeister Dr. Deutzer-Dresden. Er beantragt, dem Beschlusse der Zweiten Kammer beizutreten, der eine Fristverlängerung bis Ende Februar verlangt. Finanzminister v. Seydewitz nimmt Bezug auf seine in beiden Kammern abgegebenen Erklärungen und lehnt es ab, für eine allgemeine Fristverlängerung beim Bundesrat einzutreten. Für besondere Fälle, insbesondere bei Geschäften, die ihren Jahresabschluss am 31. Dezember vornehmen, könne die Frist ausnahmsweise bis zum 15. April verlängert werden. Nach einem Schlußwort des Berichterstatters findet der Antrag gegen vier Stimmen Annahme. Es folgt die Schlussberatung über mehrere Staatskapitel. Ohne Debatte passiert Kap. 17, Landeslotterie. Bei Kap. 18, Lotteriedarlehnskasse, regt Wirkl. Geh. Rat Dr. Wehnert an, diese Kasse zu einer sächsischen Staatsbank auszubauen. Die Staatsbanken in Preußen und Bayern wirkten sehr segensreich für diese Länder. Finanzminister v. Seydewitz: Die Anregung des Vorredners würde gewiß für die Staatsfinanzen von Nutzen sein. Allerdings sei diese Frage nicht ganz einfach. In Bayern und Preußen beständen die Staatsbanken bereits seit Jahrzehnten. Die Regierung werde jedoch die Anregung gern in Erwägung ziehen. Hieraus wird das Kap. 18 antragsgemäß bewilligt, ebenso die übrigen noch auf der Tagesordnung stehenden Staatskapitel und Petitionen. Eine Debatte findet nicht statt. — Nächste Sitzung Donnerstag, den 5. Februar, 11 Uhr vormittags.

Zweite Kammer.

Am Regierungstische Staatsminister Dr. Beck. Die gestrige Sitzung begann kurz nach 2 Uhr. Auf der Tagesordnung steht als einziger Punkt die allgemeine Vorberatung über das Pflanzverordnungsgezet. Kultusminister Dr. Beck: Dieses Gesetz stand bereits vor zwei Jahren zur Beratung, konnte aber damals nicht verabschiedet werden, da der Landtag vor zwei Jahren mit geschäftlichen Arbeiten überlastet war. Der Minister bezieht sich auf seine vor zwei Jahren zu dem Entwurfe gemachten Ausführungen und die der Denkschrift beigelegte Begründung. Er bitte, die Arbeiten in der Deputation zu beschleunigen, damit auch die Erste Kammer die Vorlage noch rechtzeitig verabschieden könne. Abg. Wanger (Kons.): Seine Parteifreunde stimmten der Vorlage zu. Er beantrage ihre Überweisung an die Befugungsdeputation. Abg. Niehammer (Natl.):

Nach seine Freunde seien mit den beiden Hauptgesichtspunkten des Entwurfs einverstanden, wonach einerseits die Gehälter aufgebessert und geregelt, andererseits ein Ausgleich zwischen höher und niedriger dotierten Stellen herbeigeführt werde. Abg. Dietel (Fortschr. Sp.): Der Entwurf bringe größere Nachteile gegenüber dem jetzigen Zustande. Das Pflanzwesen würde sich noch mehr geltend machen. Durch die Sonderzulagen würden unter Umständen zwei Klassen von Gelehrten geschaffen. Das Gesetz stelle eine Stappe dar auf dem Wege der Trennung von Kirche und Staat. Die Kirchenbehörden treffe bereits in dieser Hinsicht Vorsorge. Seine Freunde würden abwarten, wie sich das Gesetz in der Deputation gestalten würde. Abg. Reimling (Soz.): Der Staat habe nicht das Recht, in diese rein kirchlichen Angelegenheiten hineinzugreifen und finanzielle Aufwendungen für kirchliche Zwecke zu machen. Abg. Böhm (Kons.) wendet sich gegen die Ausführungen des Vorredners über Beschneidung der Gewissensfreiheit, wozu der vorliegende Entwurf keinen Anlaß biete. Redner erklärt sich im übrigen im wesentlichen mit dem Gesetze einverstanden und beschäftigt sich dann mit den Einzelheiten des Entwurfs. Abg. Löbner (Natl.): Trotz verschiedener Bedenken seien doch alle bürgerlichen Parteien darin einig, daß die durch den Entwurf verfolgten Ziele erstrebenswert seien. Präsident Dr. Vogel teilt um 5 1/2 Uhr mit, daß die Sitzung abgebrochen werden müsse, da sämtliche Mitglieder des Direktoriums Repräsentationspflichten zu erfüllen hätten. Nach einigen Schlussbemerkungen des Kultusministers Dr. Beck vertagte sich das Haus. — Nächste Sitzung heute vormittag 9 1/2 Uhr: Eisenbahnanangelegenheiten.

Europas neuer Herrscher.

Er. Unter diesem Titel gibt Frederic William Mile in der „Daily Mail“ eine außerordentlich fesselnde Charakterisierung des Prinzen Wilhelm zu Wied, der sich nun rüht, das schwere und verantwortungsvolle Amt eines Fürsten von Albanien anzutreten. Nicht umsonst pflegte man den Fürsten, wenn er als Gast seiner Tante Carmen Sclava am rumänischen Königshof erschien, „Lohengrin“ zu nennen; das leuchtende Weiß und der schimmernde Helm der Potsdamer Garde im Korpsuniform mag der erste Anlaß zu dieser scherzhaften Umbenennung gewesen sein, aber doch trifft dieses Wort auch viele Züge im Wesen dieses ungewöhnlich hochgewachsenen und kraftvollen Mannes, der sich als jüngerer Leutnant ein Vergnügen daraus machte, mit einem Arm einen Regimentskameraden hoch in die Luft zu heben. Ja, Lohengrin — denn sein brennender Wunsch ist es, die Gefahren und Ungewissheiten seines neuen Amtes auf sich zu nehmen, ihn lockt es, dem Unbekannten zu trotzen. Und seine Frau ist ein Mensch gleichen Schlages; wie er schenkt auch diese in den wilden Steppen der Wolbau geborene Prinzessin den wohlgemeinten Warnungen besorgter Freunde kein Gehör; mit weit offenen Augen und tapferen Herzen ziehen diese beiden hinaus in das

was andere ihre „albanische Abenteuer“ nennen. Die kriegerischen Söhne der albanischen Berge sollen Mut und Tapferkeit verehren; wenn dem so ist, haben Prinz Wilhelm und seine Frau den höchsten Anspruch auf Ehre und Liebe ihrer künftigen Landeslinder. Als „ein Werkzeug der Zivilisation“ will er hinans und alle, die diesen Mann persönlich kennen, seine unerschrockene Ehrlichkeit und die von seinem großen Vorfahren Wilhelm von Oranien ererbte Schweisgarnheit, wissen, daß es ihm damit ernst ist. Wie haben sich die Freunde und Kameraden nicht bemüht, ihm von dem „wahnsinnigen“ Man abzubringen, wie schilderte man ihnen nicht alles, was sie verfehlen, und alles, was ihrer dagegen harret: aber dieser moderne Lohengrin mit seiner Elsa sagte: Nein. Dort unten harret ihrer eine Aufgabe, eine Pflicht, die doppelt verlockt, weil sie schwer und groß ist; und sie werden ziehen. Fragt seine Freunde, was die Befehlszüge des Prinzen sind, und alle, alle werden sofort antworten: seine Leidenschaft für den Soldatenberuf und seine unstillbare Liebe zu den Büchern. „Als er in Jena als Student der Philosophie zu den Hohen Haefels sah, waren ihm die Freuden der Bücher mehr als die üblichen Studentenfreuden beim Bierseidel und auf dem Festboden. Aber sein Riesentörper verlangte nach Anstrengungen, und jede den Büchern abgerungene Prüfungsarbeit gast der Stählung der Muskeln. An der Universität wurde Prinz Wilhelm als der stärkste Mann der Jeneser Alma mater berühmt, und noch heute erzählt man sich Geschichten von seiner Körperkraft. Als er Soldat wurde, blieb ihm seine zähe freudige Willenskraft treu; es war kein Zufall, daß der junge Leutnant bald zur Kriegsakademie kam. Und wenn man andeutet, daß sein Rang und seine Stellung ihm die militärische Karriere erleichtert haben würden, dann antworten die Kameraden schäkelnd: auch wenn er Müller, Metzler oder Schullehrer gewesen wäre — er mühte zum Generalstab kommen, und er wäre dazu gekommen. Und er kam als Rittmeister in den Generalstab, eine ehrlich verdiente glänzende Soldatenaufbahn würde ihm offen stehen, wenn die Aufgabe dort unten in Albanien ihn nicht in die Fremde zöge. Ja, „die Wiebe“ — wie sie von den Freunden genannt werden — die Wiebe haben Energie und den Enthusiasmus der Jugend,“ urteilt der Engländer, „Enthusiasmus, trotz seines gelassenen äußeren Wesens. Denn der Prinz ist in seinem äußeren Wesen sehr ruhig und nachdenklich. In Gespräch enthüllt sich Intelligenz und Willk. Seine Worte sind knapp und streben stets zum Kern der Dinge. Man fühlt es sofort: ein Mann der Tat. Seine Gestalt, die von überlegter Entschlossenheit erzählt, misst ihre Wirkung haben. Prinzessin Sophia aber ist alles andere als die hochgestellte ceremonielle Prinzessin der Sage. Man spürt in ihr sofort die Frau von ruhelosem Ehrgeiz und zähem zielbewusstem Willen. Die ungewohngene freie Atmosphäre ihrer Kindheit erklärt die zwanglose ungekünstelte Natürlichkeit ihres Wesens. Als einfaches Landkind wurde sie zwischen den Lügeln und Steppen an der Wolbau erzogen, von einer Mutter, die



aus dem Königl. Mineralbrunnen zu Fachingen (Reg.-Bez. Wiesbaden).



wird nur in natürlichem Zustande so wie es der Quelle entfließt,



unter Kontrolle der Königl. Staatsregierung gefüllt und versandt.



Das Geheimnis von Thalberg.

Roman von F. Amstutz.

Josef hatte gar keinen Blick für sie. Immer noch plauderte er animiert mit dieser Hona, deren kohlschwarze Augen blühten und funkelten und von deren auffallend roten Lippen oft genug lautes, übermütiges Lachen über den Tisch hinlang. „Sie ist sehr schön, diese Baroness Hona,“ bemerkte Hedwig zu ihrem Nachbar. „Schön, ja; doch diese Art Schönheit ist durchaus nicht mein Genre,“ entgegnete Herr von Randolin leise, indem er sich zu ihr neigte und ihr lächeln in die Augen schaute. „Ich ziehe lichte, feine, zarte Erscheinungen vor; Dame Hona ist mir zu a la Hno, mehr imponierend als lieblich.“ Das war so deutlich, daß selbst eine so unerfahrene weltfremde Frau wie Hedwig verstehen mußte, eine dunkle Blumwelle stieg ihr heiß ins Antlitz und etwas wie Ekel gegen diesen Mann kam über sie. Stolz und Widder maß sie ihn, mußte jedoch vor seinem Plannunbildchen die Lippen senken. „Fort, nur fort!“ schrie es in ihr und es kostete sie die äußerste Selbstbeherrschung, nicht anzufspringen und es laut hinauszuweisen. Was waren das für Menschen? Und unter ihnen schien ihr Gotte sich ganz heimlich zu fühlen! Oder urteilte sie zu streng? „Gnädige Frau sind nicht wohl? Vielleicht ein Glas Wein zur Stärkung?“ sagte da eine freundliche Stimme neben ihr und ein alter Herr mit langem Spitzbart schob ihr ein Glas mit goldglühendem Wein zu, das sie mechanisch ergriff. Die Hitze ist ein wenig unangenehm hier, nicht wahr, gnädige Frau?“ meinte auch Herr von Randolin und Josef, der diese Worte vernahm, wurde gleichfalls aufmerksam. „Was ist es, Heddy? Unwohl bist Du?“ fragte er und wollte zu ihr eilen; doch sie winkte ihn hastig ab, als sie um Baroness Honas volle Lippen ein spöttisches Lächeln sah. Sie bogwang sich von jetzt an, um nicht die Aufmerksamkeit noch mehr auf sich zu lenken, schaute indes mehr und mehr das Ende der Solire herbei und verließ in dieser Stimmung, obwohl Herr von Randolin alles mögliche tat, um tausendlei Dingen sprach, um sie aufzuheitern, und auch die alte Baronin sich freundlich an sie wandte und sie sogar anlächelte.

Endlich schlug für Hedwig die Stunde der Erlösung und, kann sie neben dem Gatten im Wagen, der sie nach Hause bringen sollte, brach sie in Tränen aus. „Was gibt es denn jetzt wieder?“ fuhr Josef sie barsch an. „Weißt Du, daß Du Dich wie ein Landvögelchen betommen hast? Geschied habe ich mich für Dich!“ „Josef!“ schrie sie auf. „Ja, geschämt! Ich habe Dich immer so heraufgestrichen und nun wird man sagen: „Mein Gott, was für ein Gänsehaut ist doch dem Vairren seine Frau! Die taugt nur unter — Na, sei nur still!“ unterbrach er seine harten Worte, als sie wie gedrohen in der Wagenende lehnte und bitterlich schluchzte. „Aber Du müßt ja selbst einsehen, daß —“ „Ich sehe nur ein,“ rief sie unter den strömenden Tränen abgedröhen hervor, „daß — daß ich mit meiner Ahnung recht hatte!“ „Mit welcher Ahnung?“ „Daß — daß es hier mit unserem Glück aus sein wird.“ „Sei kein Kind, Hedwig, und rede keinen Unsinn! Wenn es wirklich einmal mit unserem Glück aus sein sollte, dann wäre ich nicht daraus schuld. Jetzt lasse Dich ein wenig, Du weißt, daß ich kein Freund solcher Szenen bin.“ Zum ersten Mal in ihrer Ehe wandte sich Josef fast von seinem Weibe ab und, ohne auch nur ein Wort mehr an sie zu richten, ging er zur Ruhe; auch für die ruhig schlummernde kleine Julie hatte er heute keinen Blick mehr. — 6. Kapitel. Baroness Hona sah, die Händelässig im Schoße gefaltet, im bequemen Schemelstuhl und schaute, offenbar sehr mißfällig, auf die stille, verschleierte Straße hinaus. Umarmender Fenster hatte Baronin Hoyer ihren Platz, sie schien eifrig zu häkeln, doch oft ruhten ihre Augen mit besorgtem Ausdruck auf der Tochter, die ihr heute, unter dem schärf einfallenden großen Scheinlichte recht alt und verlassen vorkam. Wohl mußte sie, daß Hona eine sogenannte Nachschönheit war, die, unterstützt von der Hölle raffiniert aufgestellten Toiletten, am besten bei künstlicher Beleuchtung wirkte, aber so brauchte sie doch nicht anzusehen, wenn zum Beispiel Herr von Randolin, der seine Kenner weiblicher Reize, sie jetzt sah — „Hona!“

„Du wünschst, Mama?“ „Warum bist Du heute so mißgestimmt? Was poßt Dir nicht?“ „Was mir nicht poßt?“ Sie richtete sich auf und ihre Stimme klang schneidend. „Mein Gott, Mama, das ganze Leben, dieses elende Scheinleben, das wir seit Papas Tod führen, erdet mich an. Alles an mir ist falsch, die Diamanten, mit denen ich mich schmücke und die den Reiz so mancher Dame erregen, das Gold, die Spitzen an meinen Toiletten, die Federn auf meinen Hüften, alles, alles ist falsch und nur die Erde der Boden ist echt, dafür sind wir sie aber auch noch schuldig und —“ „Du hast leider recht; aber das alles weißt Du doch längst, ich verstehe daher nicht, wie Dich das mit einem Male so in Aufregung versetzen kann!“ entgegnete vollkommen ruhig die Baronin. „Nicht irritiert dies lange nicht mehr,“ sie zuckte die Achseln und rollte gleichmütig ihr Haar auf, „man gewöhnt sich ja schließlich an alles.“ Hona schwieg, doch zwischen ihren starken, dunklen Braunen stand eine Falte. „Wenn Du nur ernstlich wolltest, so kämest Du — und ich mit Dir — bald aus diesem Scheinleben heraus. Du solltest nicht so lange herumziehen; die Männer sind heutzutage keine Ritter Toggenburge mehr, mein liebes Kind. Und wenn man schon kein Geld hat —“ „Wir haben unseren Namen,“ rief Hona, sich fest aufrechtend. „Die Hoyer sind in Ungarn unbekannt, Mama.“ „Heute kann noch, Kind,“ meinte die Baronin achselzuckend. „Die letzten Hoyer spielten infolge ihrer stets zunehmenden Verarmung keine große Rolle mehr in der vornehmen Welt und mit Ferencz stirbt das Geschlecht aus. Einzig reichlich —“ „Einzig!“ dabei lagte Hona bitter auf und fröhlich die Haare zurück. „Einzig!“ — fuhr ihre Mutter fort — „gingst die Frauen aus dem Hause der Hoyer in der Courchleppe zu Hof und auf ihren Schließern und Wägen wurden glänzende Feste gefeiert. Heute leben die letzten der Frauen aus diesem einst so stolzen magyarischen Geschlecht in einer armseligen Mietwohnung in Gernowig und die Tochter desselben stolzen Geschlechtes geht — auf Männerfang aus.“ „Hona!“